

**Balance zwischen Verstand und Gefühl**

## Ein Summton im Getriebe des Kosmos

Ein Gespräch mit Gerhard Meier über seine neuen Bücher

Von **Reinhardt Stumm**

27. November 1981, 7:00 Uhr / Aktualisiert am 21. November 2012, 16:25 Uhr

*Von Reinhardt Stumm*

Geboren am 20. Juni 1917 in Niederbipp, einem Dorf am schweizerischen Jura-Südfuß. Mit einundzwanzig Jahren gibt Gerhard Meier sein Studium an einem Technikum auf und kehrt in das Dorf zurück. Dreiunddreißig Jahre arbeitet er in einer kleinen Lampenfabrik, als Designer, als technischer Leiter, als Personalchef, als Mädchen für alles. Ein Leben in kleinsten Abmessungen, mit einer Last von Verantwortungen, mit unerfüllten Sehnsüchten, die nie ins Große, Weite gingen, sondern nach innen, immer den Dingen zugewendet, die ein Leben begleiten, sich zuordnen, wenn man sie annimmt und beachtet.

Dann kam eine Krankheit, es kam die Rekonvaleszenz, es kam der Wunsch zu schreiben mit Übermacht zurück – nach langer Verdrängung.

Gerhard Meier bat die Firmenleitung um etwas Entlastung, um die Verringerung seiner täglichen Arbeitszeit – nur eine Stunde weniger.

Die Antwort kam rasch: die Kündigung.

ANZEIGE

ANZEIGE

Sie hat ihn nicht aus dem Gleis geworfen, sie hat ihn – heute sagt er es mit Heiterkeit und nur einem kleinen Rest Bitternis – freigemacht. Seine Frau verbot ihm, andere Arbeit zu suchen. Sie fand Beschäftigung an

einem Zeitungskiosk im Dorf. Die Zeiten wurden hart für diese beiden Menschen, die gemeinsam einer Vision opferten: einen Traum retten für dieses Leben.

„Unten durch müssen“ heißt das in der Schweiz. Sie – und man darf und muß in diesem Fall von den Eheleuten, von beiden sprechen –, sie haben es geschafft. Gerhard Meier hat mit einer unbegreiflichen Ruhe und Sicherheit Schritt um Schritt auf sich zu getan. Er hat Gedichte geschrieben und Romane. Er hat schnell zu seinem Wort, zu seiner Reife gefunden. Heute darf man ihn ohne jedes Zögern als den unbekanntesten, aber bedeutendsten Dichter der Schweiz bezeichnen.

Auf der Suche nach einem faßlichen Begriff angesichts dieser Dichtung formulierte Peter Rüedi in der *Weltwoche*: „*Gerhard Meier lebt im Diminutiv, ist aber dennoch kein Idylliker.*“

„*Mit Stifter kann ich nicht viel anfangen*“, sagt Gerhard Meier, als wir über Bücher sprechen, korrigiert sich aber gleich: „*Mit den Geschichten kann ich nichts anfangen, ‚Der Nachsommer‘, das ist etwas anderes*“ Proust, das waren für ihn die verrücktesten Leseerlebnisse. Und Henry David Thoreau – und die Tolstoj-Gesamtausgabe, die seit vierzig Jahren (er sucht zwei Sekunden vom Sessel aus mit dem Zeigefinger) dort steht, die hat ihn nun gepackt. Er beklagt, daß er ein so langsamer Leser ist: „*Wieviel Romane habe ich gelesen – vielleicht dreißig?*“ Wir haben uns in den Büchern anderer verloren und wollten doch über seine sprechen, wollten über ihn sprechen, diesen Gerhard Meier, der dreißig Jahre vom Schreiben nur träumte und nicht anzufangen wagte. In einer Umfrage, die Germanistik-Studenten vor sechs Jahren unternahmen, kam auch Gerhard Meier in die Analyse. Er sagte: „*Von meinem zwanzigsten bis vierzigsten Lebensjahr enthielt ich mich der Literatur – aus Angst vor der Literatur. Während eines längeren Kuraufenthaltes in einer Lungenheilstätte ... brach ich diese Abstinenz. Seit meinem 54. Jahr lebe ich nur für das Schreiben sozusagen, wobei natürlich meine Frau für einen bescheidenen Unterhalt aufzukommen versucht.*“

Der Garten ist sein ganzer Stolz. In einer schneeweiß gekalkten, kleinen Gartenhütte sitzt er jeden Morgen in der Frühe mit einer Tasse Kaffee. Und hier gerinnen Hör- und Sehbilder zu jenen knappen, protokollartigen Versen, die fast ängstlich jedes Gefühl, jede Weichheit meiden:

*Rinder husten*

*Lokomotiven heulen*

*Schwarz lehnt die Nacht*



**Push-Meldungen von ZEIT ONLINE**

Möchten Sie Benachrichtigungen von ZEIT ONLINE in Ihrem Browser erhalten?

**JETZT AKTIVIEREN**

*am Berg*

Ich bin ein romantischer Mensch, sagt er. Die Dinge, mit denen er sich umgibt, haben magisches Gewicht, sie wachsen auf ihn zu. Manchmal fürchtet er sie. Dann hat er Angst vor der Verwirrung, die aus Zuneigung entsteht. Das ist, wie wenn man verliebt ist, sagt er. Was man wirklich gern hat, wagt man doch fast nicht zu berühren, und das macht linkisch und ängstlich!

Der Tee duftet in der kleinen Stube. Von meinem Platz aus sehe ich den Clown. Ich sehe ihn genauso, wie er in dem Buch „Der schnurgerade Kanal“ beschrieben ist, seitenverkehrt in dem kleinen Spiegel, der an

zwei Schnüren hängt und sich vor der Wand leise bewegt:

*„Man befindet sich sozusagen in der Diagonale des Raums, wenn man auf dem Stoff überzogenen Sessel sitzt, den zu benutzen man sich angewöhnt hat, und zwar ist der Sessel so ausgerichtet, daß man beim Geradeausschauen gerade die linke hintere Ecke des Raums zu Gesicht bekommt. Von diesem Sitzplatz aus kann man links in die Spiräle schauen und dahinter die Orangerie Leuchtfarbe des Schneepfahls gewahren, während man rechts den Clown vor Augen hat, in seiner clownesken Bemühung, sich einem zu nähern, zumindest wenn der Kachelofen Wärme abgibt, den Spiegel mit dessen Porträt in Bewegung zu halten...“*

*„Ich muß Konkretes haben, optische Haltestellen – der Clown, der indische Elefant“, sagt Meier. Ich habe den Elefanten inzwischen auch entdeckt, auch ihn kenne ich schon aus dem „Schnurgeraden Kanal“. Ich will den Clown noch einmal: In dem Buch, ein paar Seiten vor der zitierten Passage, wird erzählt, daß ein sechs-, siebenjähriger Knabe ihn gemalt hat. Er hat ihm eine Melone aufgesetzt, „in Blau, einem etwas helleren Blau, als jenes des Rocks. Es handelt sich um eine, zwei, drei, sagen wir sechs Farben“.*

Lässige Ungenauigkeit, die bewußt eingesetzt wird: öffnende Beschreibung, Vorgang der Erfassung, Aktivierung der Vorstellungskraft des Lesen.

„Der schnurgerade Kanal“ ist ein bestürzend schönes Buch – bestürzend, weil diese Ruhe und Gelassenheit, diese Zartheit und Kraft augenblicklich deutlich macht, wie sehr unsere augenblicklichen Kräfte verkümmert sind. Ein Buch, in dem – so bleibt es in der Erinnerung stehen – ein Mensch in einer Stube im Sessel sitzt, liest, nachdenkt, Bilder betrachtet, aus dem Fenster schaut, die vielfältigen Veränderungen seiner Umgebung im wachsenden und schwindenden Licht betrachtet – und in kostbare Wortformen gießt. Katzengebärdig ist dieses Licht oder unbeteiligt, ahnungsvoll, von dösender Sinnlichkeit. Es mischt sich mit Gesichtern, Zierat, Gewändern, mit Wind und Orgelmusik, es bricht sich in Blüten, es verbirgt sich in blauschwarzen Schatten – es ist „Licht vom anderen Licht“, erklärt Baur seinem Freund Bindschädler in dem jüngsten Roman Meiers, in „Toteninsel“, weil nämlich auch zum Tod viel Licht gehört. Ja, sagt Baur, *„Gott ist das Licht“*.

Ein Romantiker? Vielleicht. Aber sicher einer mit viel Selbstkontrolle. Wenn ihm die Bilder davonzulaufen beginnen, zügelt er sie ironisch: *„Ein Distelfalter flog seinen Zickzackflug. Sonnenstrahlen drängten sich durch die Lücken im Blattwerk der Birnenlaube. Die Umriss der Schatten waren starr ... Die Blumenrondelle gaben sich introvertiert, die Rinde der Birnenstämmchen krakeliert, leicht grünspanig auch.“*

*„Ich will Balance halten zwischen Intellekt und Gefühl“,* sagt er. Seine Ironie – ohnehin leise – ist nicht Selbstschutz, er schützt sich nicht, er ist ganz ungedeckt und offen. Seine Ironie ist ein Gegengewicht, das Balance ermöglicht, und vielleicht ist sie auch ein wenig Camouflage vor anderen (glaubt er sich selber mehr, als er anderen zu glauben zutraut?). Denn wenn er von sich und von seinem Wirklichkeitsverständnis spricht, ist er ganz absolut: *„Was ist wirklich Was sich in einen Traum hinüberretten läßt.“* Und, sagt er: *„Nur was formuliert ist, gibt es.“* Weil aber das Formulierte meist etwas bewußtmacht, was der Mensch gar nicht wissen will, hat dieser Mensch *„ein gestörtes zumindest, gar gespaltenes Verhältnis zum Formulieren schlechthin, insbesondere aber zu diesen Formulierern aus Passion sozusagen.“* Und wer es genauer begreifen möchte, muß zum „Schnurgeraden Kanal“ greifen und lesen:

*„Man hört gelegentlich wieder den Summton im Getriebe des Kosmos (wenn man so will), und denkt dabei an Morans tote Hühner und Bienen, an jene aus Becketts ‚Molloy‘, von welchem man Tage zuvor gelesen hat. Wobei es*

*hier also um tote Hühner und Bienen aus zweiter Hand geht, um literarische tote Bienen und Hühner. Aber manchmal sind tote Hühner und Bienen aus zweiter Hand wirklicher als wirkliche tote Bienen und Hühner.“*

Das Formuliere als das Gerettete. Und der Dichter der einzige Schöpfer einer wirklicheren Wirklichkeit als der wirklich toter Bienen und Hühner. *„Und wenn man davon ausgeht, daß die Bibel Gottes Wort bedeutet, dann muß Gott der oberste aller Poeten sein.“*

*„Meine großen, liebsten Texte – Prediger Salomo, die Schöpfungsgeschichte – sind für mich Gipfelpunkte der Literatur – das sind Texte, die mich begleiten, die nie verblassen.“*

Und er sagt: *„Die Welt erschließt sich durch Empfindung, Intuition, Instinkt, Gefühl – nicht durch Verstand.“* Und wie kein zweiter schafft er aus seiner eigenen Mitte, die er nie verlassen hat. Er ist einem Traum treu geblieben.

Hätte er, nicht Maler werden können? Seine Neigung zu Bildern – auch im konkreten Sinne – ist offenbar. „Toteninsel“ heißt sein jüngster Roman, und da wir uns bei Gerhard Meier auch immer im Reich heiterer Paradoxien bewegen, ist nicht etwa das betreffende Böcklin-Bild auf dem Umschlag zu finden, sondern ein Seestück nach Caspar David Friedrich. Der gleiche Maler lieh ein Motiv für den Umschlag zum „Schnurgeraden Kanal“. Meier begründet das mit seiner stillen Liebe zur Insel Rügen, von der seine Mutter stammt. Aber das ist nur die Suche nach einem konkreten Grund, weil die Leute ja immer das Falsche ganz genau wissen wollen. Im Grunde ist Gerhard Meier ein stiller Liebhaber von Bildern. Oft geht er im benachbarten Solothurn ins Kunstmuseum und sagt: *„Das ist, wie wenn ich nach Hause komme“*, vom Museum aus geht er oft ins Kino – auch Bilder.

Malraux hat das Imaginäre Museum erfunden. Meier besitzt es. Es ist sein *„Museum der Seele“*, an dessen Wänden, nach Himmelsrichtungen bezeichnet, seine Bilder hängen: *„Siehst du, solche Grillen hat man im Kopf und an den Wänden der Seele die Bilder, ‚Drei Frauen mit Winterastern‘ unter anderen, an der Ostwand, in Augenhöhe, wie gesagt.“*

Er spricht von seinem Hang zum Morbiden, schildert mit spürbarem Grausen die Prozesse des Altwerdens, wie man so langsam demontiert wird, Knochen, Gelenke, Zähne – und wie dafür etwas anderes eintritt: *„Ich habe mich aufs Älterwerden gefreut – weil ich so instinktiv erwartet habe, daß ich dann doch noch zum Schreiben komme.“*

Wir sitzen immer noch in der Stube. Der Clown nickt mir heimlich zu. Er scheint nicht sehr treu zu sein. Mein Dichter hat große Schweißflecken unter den Hemdachseln. Er gesteht, verlegen, daß er Angst gehabt habe vor diesem Nachmittag, Angst vor diesem Gespräch – wir lachen, ich gestehe ihm dasselbe, jetzt sind wir erleichtert, wir haben eine kleine Ernte eingebracht. Er liebt dieses kleine Haus, sagt er, es ist seine Heimat, er liebt diese Landschaft, in der es Jahreszeiten mit fast mediterranem Licht gibt. Er hatte das Glück, sagt er, in der Stille aufzuwachsen, die Erinnerung an seine Jugend ist in schwere, blaue Farben gehüllt.

[STARTSEITE ›](#)

[f AUF FACEBOOK TEILEN](#)

[TWITTERN](#)

[MAILLEN](#)

[Artikel drucken](#)

# ZEIT ONLINE

[Start](#) › [DIE ZEIT Archiv](#) › [Jahrgang 1981](#) › [Ausgabe: 49](#) › [Balance zwischen Verstand und Gefühl: Ein Summton im Getriebe des Kosmos](#)

[Impressum](#) • [Datenschutz](#)

**Angebote:** [Abo](#) • [Shop](#) • [Christ & Welt](#) • [ZEIT Reisen](#) • [ZEIT für die Schule](#) • [ZEIT Veranstaltungen](#)

**Verlag:** [Inserieren](#) • [Mediadaten](#) • [Presse](#) • [Unternehmen](#) • [Rechte & Lizenzen](#)

[Blogs](#) • [Foto](#) • [Video](#) • [Leserartikel](#) • [Print-Archiv](#) • [Schlagwörter](#)

[Bildrechte](#) • [AGB](#) • [Cookies](#) • [Hilfe/Kontakt](#) • [Newsletter](#) • [RSS](#)

[NACH OBEN](#)